

Ein neudeutsches Campingwochenende an der Ostseeküste
Mecklenburg-Vorpommerns

Frische Brötchen und die „Bild“

Von Bernd Loppow

Am Anfang steht die Schlange. Anderthalb Stunden von einem Fuß auf den anderen treten, schwitzend eingereiht in die Warteschlange vor der Anmeldung. Die erste Lektion für Camper in Ostdeutschland lautet also: Wer zelten will, muß warten können. Mit stoischer Ruhe reihen sich die künftigen Zeltplatzgenossen ein, scheinbar sind alle abgebrühte Camper. Der Neuling aus dem Westen wird indes nervös, weil schon am Ortseingang von Prerow an der Küste Mecklenburg-Vorpommerns ein Schild für einen leisen Schrecken sorgte: „Das Regenbogen Camp ist ausgebucht, Anreise zwecklos.“ Hoffentlich hat die Vorreservierung geklappt . . .

Dann endlich: Nach fast zwei Stunden öffnet sich die Tür zur Rezeption. „Sie sind Clubmitglied?“ Das angedeutete Lächeln der Blondine auf der anderen Seite des Schreibtischs soll Willkommen signalisieren. „Clubmitglied? Nein, wir wollen eigentlich nur zelten.“ Flinke Finger mit dunkelrot lackierten Nägeln bearbeiten die Computertastatur. Modernste Westtechnik. „Wie groß ist das Zelt?“ Wir schauen einander fragend an. Den Koffer mit allen Utensilien hat uns ein Freund geliehen, der ihn selbst von einem Freund . . . „Drei Tage, das macht 82,50 Mark, inklusive Kurtaxe und 1,50 für die Magnetstreifenkarte. Nicht verlieren. Areal F, Parzelle 987.“

Danach werden Erinnerungen an Grenzkontrollen wach. Wie in besten DDR-Zeiten endet die Suche nach unserer Parzelle erst einmal abrupt vor einer Schranke, hinter der mit Funkgeräten bewehrte Männer in weißen Overalls Dienst schieben. Später erfahren wir: Das sind die *campchiefs*, die früher einmal Zeltplatzwächter hießen. Zwei Videokameras kontrollieren zusätzlich jeden Ankömmling. Bevor die Aufseher uns zu nahe treten können, erinnern wir uns der Clubkarte und schieben sie geschwind durch den Scanner. Schon hebt sich der Schlagbaum, die *campchiefs* lächeln gnädig, wir passieren Richtung Areal F – nicht ohne kurz in die Videokameras gewunken zu haben.

Unsere Heimat für die nächsten drei Tage liegt direkt hinter der Strandsauna im Schatten hoher Kiefern. An der in einen Steinquader gehauenen Zahl 987 erkennen wir, daß wir richtig sind. Der letzte freie Fleck. Ringsherum haben sich unsere Nachbarn scheinbar schon seit Wochen eingerichtet. Kurzes Kopfnicken in Richtung Steilwandzelt schräg gegenüber. Fast jeder Wohnwagen, jedes Hauszelt ist trotz Verbots weiträumig mit Windschutzplanen abgegrenzt. Lektion Nummer zwei:

Obwohl Camper dichter aufeinander hausen als in Hochhaussiedlungen, ist räumliche Distanz erwünscht und sollte besonders von Neulingen eingehalten werden. Das bedeutet aber keineswegs, daß nicht jeder neugierig darauf wäre, was in Nachbars Wohnwagen oder Vorzelt passiert.

Niemand starrt direkt herüber. Trotzdem verfolgt mindestens ein halbes Dutzend Augenpaare gespannt, wie sich die Neuankömmlinge beim Zeltaufbau anstellen – danach entscheidet sich, wer in der Camperzunft akzeptiert wird oder als Niete gilt.

Ich gebe mein Bestes. Lässig lasse ich die Kofferverschlüsse klacken, starre auf das zusammengeschnürte Bündel, aus dem in den nächsten Minuten flugs ein Zelt entstehen soll. Die Zeit läuft. Wo ist der Hammer? Er fehlt natürlich. Um mir keine Blöße zu geben, presse ich die Heringe mit der Hand in den glücklicherweise nicht sehr festen Waldboden. Wie ein Kreuzgewölbe biege ich zwei schnell zusammengesteckte lange Stangen über die Zeltgrundfläche. Mit Klettverschlüssen wird daran das Innenzelt befestigt. Irgendwie gelingt es, darüber auch noch die regenabweisende Außenhaut zu ziehen und mit den Heringen festzuzurren. Ich habe eine Stange über. Trotzdem: Das Zelt sieht irgendwie nach einem Iglu aus.

Natürlich vermeide auch ich, direkt zu den Nachbarn hinüberzusehen. Dennoch glaube ich, einen Anflug von Respekt für die Leistung der vergangenen Viertelstunde zu erkennen. Als wir uns nach dem Aufpusten der Luftmatratzen, dem Einräumen der Schlafsäcke vor unserer Behausung in die Campingstühle fallen lassen, gehören wir dazu – glauben wir. Entspannung, endlich.

An der Ausrüstung der Camper erkennt man: Viele scheinen ihre Ferien schon seit Jahren und mit Leidenschaft auf dem Zeltplatz zu verbringen. Mehr als 3500 Urlauber haben hier, nahe der 1800-Seelen-Gemeinde Prerow, auf der Landzunge des Darß zwischen Rostock und Stralsund, im Schatten gewaltiger Kiefern ihre Wohnwagen abgestellt, am vier Kilometer langen Strand Zelte aufgebaut oder am Waldrand Caravans geparkt. Dicht an dicht, Ost und West einträchtig nebeneinander.

Nicht ohne Grund war der Platz zu Honeckers Zeiten des Ostcampers Lieblingsziel. Am Darß entstehen durch Wind und Meeresströmungen noch immer neue, faszinierend wilde Landformationen. Nur wenige Wege durchziehen einen Kiefernwald, der so viele Seadler beherbergt wie alle westlichen Bundesländer zusammen. Ein

ideales Terrain für Naturfreunde. Und kaum jemand ist der Natur so nah wie der Camper. So kam es für die DDR-Bürger fast einem Gewinn in der Staatslotterie gleich, wenn sie von der Partei alle fünf Jahre einen Platz auf dem „Zeltplatz Pre-row“ zugewiesen bekamen, wie er über dreißig Jahre lang hieß. Hier konnten sie zumindest einer Freiheit frönen: der Freikörperkultur.

Die Naturschönheit des Darß lockt seit der Wiedervereinigung immer mehr Westdeutsche, hier ihre Zelte aufzuschlagen. Bald jedes dritte Autokennzeichen vermeldet westliche Besucher. Von „hüben“ stammt auch der neue Zeltplatzchef. Schnell nach dem Fall der Mauer witterte er die Chance, hier das Geschäft seines Lebens zu machen. Der clevere Westunternehmer handelte der Gemeinde zu sehr günstigen Konditionen einen langfristigen Pachtvertrag ab und machte sich an die Luxussanierung des Platzes.

Eilig herbeigerufene Räumbagger schoben die alten Waschbaracken zusammen. Dort, wo früher Tausende auf Plumpsklos notdürftig ihre Notdurft verrichteten, stehen nun fünf nagelneue Wasch- und Sanitärgebäude – die allerdings dem Ansturm kaum gewachsen sind. Es gibt zwei Restaurants, die einstige Broiler-Station heißt jetzt „Chick Inn“, und im früheren HO-Laden hat sich die Filiale einer westdeutschen Supermarktkette eingenistet. Selbstverständlich sorgt ein campeigener Animateur dafür, daß keine Langeweile zwischen den Zeltstangen aufkommt. An das Clubkonzept müssen sich vor allem die Gäste aus der ehemaligen DDR erst gewöhnen. Sie können bislang wenig anfangen mit der Idee vom „Service eines gehobenen Mittelklassehotels, wo sich jeder sein Bett mitbringt“.

Bestimmte Rituale aber werden alle modernen Konzepte überdauern, solange es Camper gibt, egal ob aus Ost oder West. Das Leben auf dem Campingplatz läuft streng nach einem Stundenplan im Kopf eines jeden ab. Zwischen 17 und 19 Uhr ist *wash-hour*, Wartezeit ist mitzubringen. Fortgeschrittene Camper, die die Mark für den heißen Strahl der Dusche sparen wollen, machen sich mit dem *supercolor shower* autark. Dieser in eine Baumgabel gehängte schwarze Plastiksack hat einen Brauseschlauch, durch den von den Sonnenstrahlen erhitztes Wasser fließt.

Kaum jemand versäumt es, nach dem Besuch der Waschküchen eine Flanierrunde auf den Betonplatten der „Promenade“ zu unternehmen. Nach sieben ist Ballonseidenparade. Bei den praktischen Freizeitanzügen stimmt die Chemie zwischen Ost und West: 60 Prozent Polyamid, 20 Prozent Synthetik, 20 Prozent Baumwolle. Blau dominiert, beliebt sind farbenprächtige Applikationen. Aber auch Schwarz für den Herrn und Weiß für die Dame gehören zu den Tönen der Saison.

An den Füßen tragen die Älteren Gummisandalen, gerne mit Klettverschluß. Das Modell „Klapperlatsche einfach“ hat inzwischen auch bei den Ostbürgern einen schweren Stand. Und für die deutsch-deutsche Jugend gibt es sowieso keine Alternative zu den knöchelhohen, bunten Joggingstiefeln, vorzugsweise US-amerikanischer Provenienz.

Noch um Viertel vor acht wird im „Salon Ostseewelle“ letzte Hand angelegt. Es wird gefönt und gestrahlt, Locken- und Dauerwellen werden gedreht. Schließlich ist Samstagabend und damit *disco-time* in der „Sandbank“, dem Treffpunkt, in dem die durstige Camperkehle tagsüber mit Pils, Cola oder Kaffee versorgt wird. Punkt acht Uhr geht's los.

So manche Camperin unter zwanzig vertauscht dann die Latschen mit Lackschuh oder Pumps, den Freizeitanzug mit einem knappen Strandkleid oder Leggings samt passendem T-Shirt. Samstag abends stehen hier die Chancen so gut wie nie, sich einen Urlaubsflirt zu angeln – Samstag ist Anreisetag. Während die jungen Damen auf Kavaliere warten und bisweilen gemeinsam *disco-fox* üben, hat sich die männliche Jugend vor dem Bierwagen neben der Tanzfläche zusammengerotet. Abenteuerliche Cola-Rum-Mischungen kreisen in Zweiliterflaschen. Trotzdem bleiben die Mutigen in der Minderheit. Wer bis elf nicht zum Zuge kam, dem bleibt immer noch „Die Insel“ im langgestreckten Plattenbau neben dem Supermarkt. In der Bar werden bis Sonntag morgens um drei Uhr Cocktails gemixt.

Am frühen Morgen heißt es dann wieder einmal Schlange stehen. Kurz nach acht stauen sich die Menschen geduldig vor dem Supermarkt. Alle von der Nacht auf der Luftmatratze oder Campingliege zerzausten Köpfe wollen nur das eine: frische Brötchen und die *Bild*.

Angesichts einer Stunde Wartezeit geben wir diesen Camper-Grundbedürfnissen nicht nach. Es gibt die Franzbrötchen von gestern. Bananen und heißen, auf dem Propangaskocher bereiteten Nescafé. Wir sind die Underdogs des Platzes. Trotz unseres Mimikry. Meine Freundin hockt in Jogginghose und Sweatshirt neben mir, ich stecke im Trainingsanzug, der eigentlich nur für Notfälle im Gepäck gelandet war. Mit leiser Verachtung schielen die Nachbarn auf unser windschiefes Iglu und die spartanische Ausrüstung. Das schlimmste: Wir haben nicht einmal einen Grill. Ein Camper ohne Grill jedoch, das ist wie Boris ohne Tennisschläger.

Niedergeschlagen verziehen wir uns an den Strand. Hier zeigt sich ein vollkommen anderes Bild als erwartet: von Schrebergarten- und Strandburgenmentalität keine Spur; kein einziger Strandkorb und nicht eine Sandburg weit und breit. Fast unberührt erscheint der fünf Kilometer lange, achtzig Meter breite, weiße Strand – bis kurz vor den Dünen die Zeltstadt beginnt. Kann das sein? Der schönste Strand Deutschlands, und kaum einer geht hin? Es muß tatsächlich angenehmer sein, im eingefriedeten Idyll vor dem Zelt auf der Klappliege zu braten, die Kühlschrankschranktür in Griffweite.

Die Flagge des Boardbauers Fanatic flattert beim Surfverleih einsam im Wind. Nur wenige Segelbretter gleiten über das Wasser. Auch an der Theke des grün-weiß lackierten Bierwagens, der in der Strandmitte jetzt wieder an seinem Stammplatz steht, kreuzen nur vereinzelt durstige Kehlen auf. Hier kostet ein großes Bier 4,20 Mark. Der halbe Liter aus dem Kühlschrank, eingekauft im Supermarkt, nur 1,10 Mark.

Auch wenn doppelachsige Luxuswohnwagen mit mehr als 35 Quadratmeter Wohnfläche, über 100 000 Mark teure Caravans mit separater Dusche und Klo, Luxusvorzelte und teure Mountainbikes westdeutscher Edelcamper gelegentlich den Blick verstellen: Camping bleibt für viele Menschen die billigste Möglichkeit, Urlaub zu machen. Deshalb bedeuten das allabendliche Grillspektakel und das selbstgekochte Mittagessen nicht nur Camperromantik. Deshalb sind die Tische in den beiden neuen Restaurants abends nur spärlich besetzt – außer wenn es regnet.

Horst und Anneliese Krug aus Weimar – schon zu DDR-Zeiten Stammgäste in Prerow – leisten sich heute abend beim Italiener ein Abschiedessen. Morgen brechen sie ihre Zelte ab – eine Woche eher als geplant. Früher kostete ein Drei-Wochen-Campingurlaub kaum mehr als hundert Ostmark. Die Eheleute, die seit der Wiedervereinigung zum ersten Mal wieder an den Darß gereist sind, wurden die gleiche Summe in diesem Jahr binnen drei Tagen los. „Ganz schön anders“ sei das hier geworden, sagt Horst Krug leise und wiederholt damit unbewußt den Werbeslogan der neuen Herren des Campingplatzes.

p d g



PresseDatenBank

Artikelnr:
A32526620

Freitag
28.08.1992

Nr:
36

Seite:
61

Autor(en):
BERND LOPPOW

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG